

HANSER

Peter von Matt

Das Wilde und die Ordnung

Zur deutschen Literatur

ISBN-10: 3-446-20840-2

ISBN-13: 978-3-446-20840-7

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20840-7>
sowie im Buchhandel

Man sieht das sehr schön bei den Kanondebatten und Kanonvorschlägen, die heute Konjunktur haben. Gewiß ist es vielen Leuten dienlich, wenn eine Art Kernbestand der deutschen Literatur in Form von Titelverzeichnissen und Anthologien vorgelegt wird. Diese entsprechen einem Bedürfnis, das zu respektieren ist. Aber es wird damit doch unterstellt: Wenn du das gelesen hast, kennst du, was zählt, und das übrige kannst du vergessen. Bei genauerem Zusehen setzt sich dieser angebliche Kernbestand jedoch schlicht aus dem zusammen, was durch die Gewohnheiten des Deutschunterrichts einmal populär wurde. Nichts gegen Hauptstraßen, aber wie herrlich sind die Seitenwege, die Trampelpfade und das Ungebahnte. Dahin sollte man die guten Leser führen. In abgelegene Gegenden sollte man sie locken und ihnen beibringen, wie man sich dort zurechtfindet. Ich plädiere für einen Abenteuerismus in der deutschen Literatur. Welch ein Vergnügen kann es sein, sich mit einem Text herumzuschlagen, der quer steht zu allem Geläufigen. Wie viel kann eine Begegnung bringen mit einer Erzählung, um die eine Aura des Unvertrauten schwebt. Wie aufregend ist es nur schon, sich bei Eichendorff statt des ewigen „Taugenichts“ einmal die Erzählung „Eine Meerfahrt“ vorzunehmen, dieses „Heart of Darkness“ der deutschen Romantik. Oder wie brummen einem die Ohren, wenn man sich langsam durch Niebergalls „Datterich“ beißt, obwohl man kein Darmstädter ist und immer mal wieder ein Wort nachschlagen muß. Aber man lernt dabei einen Kerl kennen von unvergleichlicher Nichtsnutzigkeit, einen Prahler und Wirtshauskunden, der auf so einfallsreiche Art zu gar nichts taugt, daß man sich an ihm auch dann noch freut, wenn man ihn von ganzem Herzen hinter Gitter wünscht. Aber das ist ja Dialekt, heißt es dann, das ist Darmstädter Mundart, das kann man schon in Frankfurt keinem Menschen mehr zumuten. Regionale Spezialitäten sind das, die gehören gewiß nicht zum Kanon. Tatsächlich, so ist es, aber je weiter etwas von dem entfernt ist, was heute auf den Kanonlisten steht, umso größer ist die Chance, daß wir damit eine aufwühlende Erfahrung machen. Es sollte Gegenkanones geben, Listen mit Werken jener Art, über die die Medien mit der Bemerkung „heute vergessen“ hinweggehen. Listen mit Werken, die sich für keinen Small talk eignen, von denen aber der Satz gilt: Wer es liest, kann was erleben.

Selbst bei Goethe und Schiller, die fälschlicherweise für das Kanonische schlechthin gehalten werden, gibt es diesen Unterschied zwischen den begrügten Hauptstraßen und den Trampelpfaden, gibt es abseitige Reviere, wo man niemanden mehr antrifft und wo einem doch plötzlich der Pfingstwind deutscher Poesie um die Ohren braust.

...

Goethes Festspiel „Pandora“, aus dem dieser Gesang der Schmiede stammt, steht auf keinem Abitur-Programm. Niemand sagt, man müsse es gelesen haben, um mitreden zu können. Wer es nicht kennt, ist weder ungebildet noch zu bedauern. Aber wenn einer darauf stößt, weil er die Trampelpfade liebt und das Dickicht, dann hüpf ihm das Herz. Und vielleicht schweigt er darüber selbst unter guten Bekannten, damit ihm keiner die Freude verdirbt. Es gibt viele Formen der Ausgrenzung im weiten Feld der deutschen Literatur. Sie haben alle mit Ordnung zu tun, mit Gewohnheit, mit dem Willen zur Übersicht und der Angst vor dem Unvertrauten. Vor einiger Zeit hat ein bekannter Literat in einer angesehenen deutschen Wochenzeitung die Vermutung geäußert, Gottfried Keller sei geisteskrank gewesen, als er seinen letzten Roman „Martin Salander“ schrieb. Es kämen nämlich Ausdrücke darin vor, die man im Grimmschen Wörterbuch vergeblich suche; er, der Rezensent, habe dort eigenhändig nachgeschlagen. Das ist kein Witz, das ist eine traurige Wahrheit. Ein paar eigentümliche Formulierungen, ein paar alemannisch eingefärbte Wendungen, und schon rückt man mit der Pathologie auf, einem Argument, von dem man denken würde, es sei in Deutschland aus dem Reden über Kunst ein für allemal verschwunden.

Ich liebe die Bücher, die man nicht gelesen haben muß. Nichts gegen „Emilia Galotti“, nichts gegen „Nathan den Weisen“, aber könnten die deutschen Theater, deren Regie oft so gleichförmig originell ist, daß es schon wieder abgedroschen wirkt, nicht auch einmal einen Lenz spielen, die rabenschwarze Komödie „Der Engländer“ zum Beispiel, die vielleicht noch gar nie auf einer bedeutenden Bühne zu sehen war? Nichts gegen „Effi Briest“, gewiß nicht, aber da wären doch auch „Die Poggenpuhls“, dieser kürzeste aller Fontane-Romane, nicht dicker als ein Bleistift, ein Werk, in dem auf hinreißend moderne Weise gar nichts passiert.

Es gibt viele Formen der Ausgrenzung. Oft sind sie zufällig, oft haben sie System. Die konsequente Verachtung etwa, die Brecht und

die DDR-Ästhetik der österreichischen literarischen Tradition gegenüber praktiziert haben, wirkt auf den deutschen Theatern immer noch nach. Der große Grillparzer, der seine klassizistische Form mit einer unheimlichen Psychologie unterlief, existiert in Deutschland nicht mehr. Raimund und Nestroy sind nur noch ein Gerücht. Als ob wir gute Komödien zum Verschwinden hätten! Ich glaube nicht, daß da ein heimlicher Nationalismus am Werk ist. Was hier wirkt, ist der Abwehrreflex gegen eine etwas fremde Aura und gegen alles angeblich Dialektale. Was auch nur im Geruch steht, mit Dialekt etwas zu tun zu haben, ist erledigt. Günter Grass kann sich solche Eskapaden leisten; schließlich hat er den Nobelpreis. Aber sonst wird da eine Grenze gezogen, die mehr einer fixen Idee als einem begründeten Vorbehalt entspricht. Gewiß ist die teilweise oder durchgehende Mundartlichkeit eines Werks nicht jedermanns Sache. Aber genau besehen, stellt sie keine höhere Schranke dar als viele anerkannte Formen avantgardistischen Schreibens. Ist Johann Peter Hebels Gedicht „Die Vergänglichkeit“, das neben dem Größten bestehen kann, was auf deutsch je geschrieben wurde, wirklich schwieriger, fremder, ausgefallener als, sagen wir, die „Maulwürfe“ von Günter Eich oder die „Hamletmaschine“ von Heiner Müller? Jeremias Gotthelf war um 1850 der meistgelesene Schriftsteller in Berlin. Er saß in seinem Bauerndorf im Emmental, schrieb über die Welt, die ihm vor Augen lag, und in Berlin machte er damit ein Vermögen. Dort fand man ihn trotz seiner dialektalen Einsprengsel so aufregend exotisch, wie es uns heute mit den Romanen aus Lateinamerika oder Indien geht. Dieser Gotthelf ist aber noch mit der „Schwarzen Spinne“ vorhanden; der Rest liegt an den Trampelpfaden und im Ungebahnten. Eine Schranke ist da gefallen, die der lesenden Welt ein gewaltiges Werk vorenthält, eines, das ihr einst erwiesenermaßen zugänglich war. So feierte auch Nestroy zu seinen Lebzeiten Triumphe in Berlin.

Es ist merkwürdig. Auf viele Texte der Moderne, die unserem spontanen Verstehen laufend das Bein stellen, antworten wir mit Spielfreude und Sprachlust. Von Ernst Jandls Wortakrobatik lassen wir uns so wenig abschrecken wie von Oskar Pastiors Palindromen. Aber wo eine andere Wildheit deutscher Sprache in die Texte drängt, wo regionale Klänge auftauchen, die doch auch zum großen Orchester gehören, da schreckt sogar die professionelle Kritik

säuerlich zurück. Da gelten plötzlich wieder Normen wie aus einem Benimmbuch.

„Mein geliebtes Deutsch“ – seine Einheit und Ganzheit besteht nicht in einem Geist oder Wesen, das wir irgendwo dahinter ahnen oder sprachphilosophisch konstruieren. Die Einheit und Ganzheit besteht allein in unserer Liebe. Was ich liebe, steht lebendig vor mir und ist doch tausendfältig und immerzu bewegt und niemals auszuschauen. Die Liebe ist unsere höchste schöpferische Kraft. Solange wir der Fülle und Vielfalt deutscher Sprache, deutscher Literatur mit neugieriger Liebe begegnen, braucht uns um sie auch in Zeiten der Anglizismen, der Korrekturprogramme und der Gedichte per SMS nicht bange zu sein.